

konnte die Lebensaufgabe treffender bezeichnen, welche sich der Verstorbene gestellt und so treu erfüllt hat.

In seiner Familie ging er ganz auf, für sie und durch sie lebte er. 1869 traf ihn der herbe Schmerz, seine Gattin zu verlieren, die nach kurzem Zwischenraume einer geliebten Tochter in das Grab folgte. Seitdem waltete er allein unter seinen inzwischen erwachsenen Kindern, wie ein Patriarch in seiner Gemeinde. Wem, wie dem Schreiber dieser Zeilen, die Ehre zutheil wurde, bei festlichen Gelegenheiten, wenn sich die zahlreiche Familie um den väterlichen Tisch versammelte, zugezogen zu werden, der vergißt den herzerquickenden Anblick nicht, welchen dieser Kreis glücklicher Menschen bot. Natürliche, herzwinnende Freude, wie nur Eintracht und selbstlose Liebe sie gibt, war die Signatur solcher Tage.

Julius Klinkhardt ist das beschieden worden, was die Alten als größtes Geschenk der Götter betrachteten. In seinen Kindern lebt er fort. Sein Beispiel spartanischer Selbstzucht und deutscher Pflichttreue ist nicht vergeblich gewesen.

Das Grab hat sich über dem braven Mann geschlossen, die Thränen der Leidtragenden sind getrocknet, aber die Erinnerung an ihn wird lebendig bleiben bei Allen, die ihm nahe standen.

Franz Ebhardt.

Wie nenn' ich meine Novellen?*)

„Wie nenn' ich meine Helden?“ — ist ein bekanntes Feuilleton von Ernst Eckstein überschrieben, in welchem dieser die Schwierigkeit bespricht, welche dem modernen Autor die Taufe seiner Helden bereitet, und auf die Wichtigkeit aufmerksam macht, welche dieses scheinbar nebensächliche Moment für die Wirkung einer Dichtung hat. Weit schwieriger aber noch und nicht minder verhängnißvoll als die Taufe der verschiedenen Personen, die in einem Roman, einer Novelle auftreten, erscheint den meisten die Wahl des Namens, der das Ganze schließlich krönen soll. Die Wahl des Titels ist nicht die kleinste der Vaterorgen eines Autors.

„Vater werden ist nicht schwer“, sagt der tief sinnige Humorist Wilhelm Busch, Vater sein dagegen, das wäre die Schwierigkeit. Der wackere Mann wird sicher seine Gründe zu dieser Klage haben und jedenfalls wissen, daß ihm die Erzeugung seiner losen Buben „Max und Moritz“, seiner frommen „Helene“ und seiner weiteren geistigen Kinder ungemein leicht, daß ihm aber die Vaterpflicht, sie in anständiger Ausstattung auf den Markt des Lebens treten zu lassen, viel schwerer gefallen ist. Und dann erst die Taufe derselben! Habent sua fata libelli: der Titel ist der wahre Schicksalslenker eines Buches. Würden „Max und Moritz“ so beliebt geworden sein, wenn sie „Stanislaus und Maximilian“ getauft worden wären? Schon manch schlechtes Buch ist unter der Flagge eines spannenden Titels stolz wie eine Fregatte durchs Meer der Literatur hingesehelt und hat Auflage nach Auflage im schönen Hafen des Absatzes gelandet und umgekehrt ist manch tüchtiges Werk durch einen ungeschickten Titel um jegliche Ausfahrt gekommen.

Dichter werden ist nicht schwer, schwerer schon, sich Geltung zu verschaffen. Byron wurde über Nacht berühmt — die Mehrzahl seiner Collegen aber wird über Nacht wenigstens zum unbekanntesten Poeten. Man hat kaum die Eierschalen der Kindsthorheit abgestreift, man ahnt die Liebe nur erst, ohne sie zu kennen, man philosophirt über den Werth des Lebens, ohne denselben zu ahnen, und schon hat man meist das sehr zweifelhafte Glück, Vater zu sein von Kindern, die vorlaut über diese Dinge sprechen und schreien, und von denen man später nur wenige gern als die seinen anerkennen mag mit der schlimmen Empfindung, wie fatal es ist, ungerathene Kinder zu haben. Aber Vaterliebe versüßt über

ein großes Herz. Auch für den „verlorenen Sohn“ hält sie gern ein festliches Gewand bereit, hegt sie den guten Willen, ihn in der Welt vorwärts zu bringen. Und muß man nicht? Die Kinder sind da, sie wollen gepflegt, gekleidet und in das Leben eingeführt sein. Die Gedichte und Novellen sind vorhanden und wollen zu einem Band vereinigt, sauber gedruckt und gebunden, mit einem Worte, wollen literaturfähig gemacht werden. Ja noch mehr. Damit sie nicht als Findelkinder in der Welt herumtrollen und nicht verwechselt werden können mit solchen, die ihnen nach der Meinung von besonders scharfsichtigen Tanten und Basen ähnlich sehen sollen, müssen sie auch außer dem Vatersnamen einen Zunamen bekommen. Als ob Namen für solche Musenkinder so wohlfeil wären, wie die heiligen Herrschaften, die im Kalender stehen, aus deren Zahl fromme Mütter mit Bequemlichkeit einen passenden Namen auswählen können, als ob man sie so in Bereitschaft hätte!

Der hat nie geliebt, der in den Stunden überschwänglichen Liebesglückes darüber nachdenken konnte, wie er wohl später das Kind nennen solle, das vielleicht berufen ist, dereinst dieses Glückes dauernder Zeuge zu werden. Nur einen Namen kennen dann seine Lippen, den Namen der Geliebten selbst. Der aber war auch nie ein Dichter, der von seinen Liedern den Titel vor ihrer Ausführung wußte, der die Worte in seinem Geiste bereits gedruckt sah, während seine Seele beschäftigt war, die beseligenden Weisen festzuhalten, deren geheime Musik in seinem Innern erklang. Ein Gedicht, wenn es entsteht, hat keinen Namen; es trägt keine Aufschrift, wenn man es der Geliebten heimlich zusendet. „Und wie der Mensch nur sagen kann, hier bin ich, daß andere seiner schon sich erfreu'n, so kann auch ich nur sagen, nimm' es hin“ — sagt in diesem Sinne der Goethe'sche Tasso von seiner Dichtung zu Leonoren. Gedichte entstehen wie die Blumen; erst der Sammler gibt ihnen Namen. Sie sind für den Dichter ein Product inneren Schaffenszwanges, sie entstehen um ihrer selbst willen; aber entstanden gehören sie dem Publicum, gehören sie dem großen Ganzen der Literatur und wollen demgemäß getauft und gekennzeichnet sein. Ein gelehrtes Werk bringt seinen Titel gleich mit auf die Welt; leicht ist ein beliebiger Titel für einen Roman, ein Drama, für ein einzelnes Dichtwerk gefunden, schwerer ein packender, zündender und charakteristischer; am schwersten aber ein solcher für Sammlungen von kleineren Dichtungen, von lyrischen Sachen, von Novellen. Aber der Buchhändler, der Anwalt des bibliographischen Standesamtes, fordert den Namen auch hier. Und die Wahl ist so schwer; Andere haben Alles vorweg genommen. Woher nun nehmen und nicht stehlen? . . .

Wie jede, selbst die scheinbar nebensächlichste Culturerscheinung die Entwicklung der allgemeinen Zustände widerspiegelt, so hier auch: die Titelgebung von Büchern hat ihre Geschichte. Sie hält Schritt mit derjenigen des Buchhandels und ihr eigentlicher Beginn fällt mit dem des Letztern zusammen. Wie die Dichter der Ilias und des Nibelungenliedes ihre großen Schöpfungen genannt haben, wissen wir ebenso wenig, als wer diese selbst waren. Als noch der mündliche Vortrag des fahrenden Minstrels die Schöpfungen der Poesie dem Publicum vermittelte, war es das Volk, das ihnen Namen gab. Als dann die Mönche unserer mittelalterlichen Klöster ihre Opuskel mit feierlicher Langsamkeit säuberlich kalligraphirten, war auch die Ausführung der Titel ein Werk gemächlichen Sichegehenlassens; man gab in ihm eine ganze Beschreibung des Werkes; heute muß der Titel ein kurzes Schlagwort sein, sonst ist er vom Uebel. Dazwischen aber liegen viele Stationen. Der Drang nach Ausführlichkeit und breiter Erklärung macht sich auch in den ersten beiden Jahrhunderten nach der Erfindung der Druckerkunst geltend. Der älteste Druck des von der Roen'schen „Heldenbuchs“ meldet auf dem Titel, daß: „darinn viel seltzamer Geschichten vnd kurzweilige

*) Aus der Frankfurter Zeitung.